

**Peter Sailer
Horst Rastl**

**Mit der
EXAKTA
quer durch Indien
und Ceylon**

Es ist ein langer Weg von Wien bis zum „Ende der Welt“, einer geheimnisvollen Dschungellandschaft auf Ceylon. Fernab der modernen Zivilisation leben hier die Weddas, ein kleiner Rest der Urbevölkerung dieser Insel, auf einer beinahe der Steinzeit entsprechenden Entwicklungsstufe.

Drei erlebnishungrige österreichische Touristen nahmen die Strapazen der Landreise per Auto und per Eisenbahn auf sich, um in dieses weltabgeschiedene Gebiet zu gelangen und einige Zeit mit den einfachen Menschen zu verbringen. Das Außergewöhnliche eines solchen Unternehmens erzeugt naturgemäß Eindrücke in einer fast unaufnehmbaren Fülle, und Peter Sailer, der Textautor unserer Broschüre, fragt sehr richtig: „Was wäre unsere Reise ohne Kameras gewesen?“ Ja gewiß, wie sollte man sonst diese gewaltigen Erlebnisse speichern? Ohne eine vielseitige und vor allem unbedingt zuverlässige Kleinbild-Spiegelreflex wird heute niemand eine Urlaubsfahrt, geschweige denn erst eine Expedition von dieser Bedeutung beginnen. Horst Rastl, der sein Vertrauen zwei EXAKTA-Modellen schenkte, schrieb aus dem Süden Indiens: „Trotz Staub, Hitze und 100% Luftfeuchtigkeit funktionieren beide Kameras nach wie vor einwandfrei!“ Monate später konnte er es in seinen Lichtbildervorträgen mit ausgezeichneten Dias beweisen. Warum er als versierter Fotofachmann zur EXAKTA gegriffen hat, begründet er ebenso einfach wie überzeugend: „Gerade weil ich sämtliche Kameras des Marktes genau kenne, habe ich mich für die EXAKTA entschieden!“

In der Reihe unserer populärwissenschaftlichen Schriften werden der Reisebericht von Peter Sailer und die Fotos von Horst Rastl einen guten Platz einnehmen. Unser Dank und unsere Anerkennung gelten den Leistungen beider Autoren und nicht zuletzt ihrem Bestreben, die Wirklichkeit zu schildern und ein echtes Bild der besuchten Länder zu vermitteln. Wir wünschen der Gemeinschaftsarbeit von Peter Sailer und Horst Rastl eine recht gute Resonanz im Kreise der Freunde unseres Hauses.

IHAGEE KAMERAWERK AG I.V., 8016 DRESDEN

Diese Veröffentlichung bezieht sich nur auf die Original EXAKTA aus Dresden.
Eine Karte des Expeditionsgebietes befindet sich auf Seite 28.



Das Grabmal Tadj Mahal

Mit der EXAKTA quer durch Indien und Ceylon

Unwillkürlich denkt man an Fakire, Schlangenbeschwörer und Elefanten, wenn von Indien gesprochen wird. Das Wort ist für den Europäer eben immer noch mit den Wundern und Geheimnissen der fernen Welt verbunden, und diese Vorstellungen werden durch die Reiseprospektromantik, die geschickte Manager servieren, nur noch fester in uns eingepägt. Wie sieht aber die Wirklichkeit aus? Was ist wahr, und was ist Legende? Welches

1

Viele Bücher und Aufsätze in Zeitschriften versuchen, auf diese Fragen eine Antwort zu geben. Wir haben eine große Zahl dieser Veröffentlichungen studiert, fanden aber die Wirklichkeit anders, als sie geschildert worden ist. Vielleicht lag es daran, daß wir fast fünf Monate mit den niedrigsten Schichten der Bevölkerung gelebt haben. Wir haben mit ihnen auf den Straßen geschlafen, wir haben mit ihnen im Ganges gebadet, und wir ließen uns mit ihnen in die Eisenbahnwagen der 3. Klasse wie in Viehwaggons hineinpfperchen.

Eigentlich war es ein Mißgeschick, das uns dazu zwang, Indien, Nepal und Ceylon aus dieser Perspektive kennenzulernen, denn bald nach unserer Einreise in Indien brach das Getriebe unseres Wagens. Während der Ersatz für die beschädigten Teile nachgeschickt und das Getriebe wieder instandgesetzt wurde, zogen wir mit Tornister, Kamerakoffer und Stativ los, um diese Länder kennenzulernen. Mit unseren EXAKTA-Kameras hielten wir das Indien von gestern und heute fest. Wir begegneten dem überwältigenden Zauber des prächtigen Marmorabmals Tadj Mahal ebenso wie der tiefsten Stufe des menschlichen Daseins. Aber vielleicht ist es besser, wenn ich dort zu erzählen anfangen, wo unsere Expedition begonnen hat.

Am 28. Februar 1964 war es endlich soweit, daß wir nach monatelangen schwierigen Vorbereitungen die Fahrt antreten konnten, die uns schon seit Jahren in Gedanken vorschwebte. Es beteiligten sich daran drei Mann und ein VW-Bus, der mit den notwendigsten persönlichen und technischen Dingen für eine sechs Monate lange Indienreise beladen war. Neben Filmkameras und Magnettongerät befanden sich zwei EXAKTA-Varex-Kameras samt Balgennaheinstellgerät und folgenden Objektiven in unserer Ausrüstung: Flektogon 2,8/35 mm, T 2,8/50 mm aus Jena, Bm 2,8/80 mm aus Jena, Bm 2,8/120 mm aus Jena, S 2,8/180 mm aus Jena und Telemegor 4,5/300 mm.

Vor uns lag eine etwa 9000 km lange Strecke bis zu den Toren Indiens. Wir ließen uns jedoch von dieser gewaltigen Entfernung nicht abschrecken, sondern legten unsere ganze Energie in die erste Nonstopfahrt Wien-Beirut. Es war der Jahreszeit angemessen ziemlich kalt, und in der Türkei fuhren wir durch Eis und Schnee. Der Libanon dagegen empfing uns mit der ganzen Pracht des erwachenden Frühlings. Leider konnten wir uns in diesem gastfreundlichen Land nicht lange aufhalten. Wir setzten vielmehr die Reise über Baalbek nach Damascus fort. Diese Stadt war der Ausgangspunkt, von dem aus wir die Syrische Wüste in Richtung Baghdad überquerten. Auf unserer Route über Palmyra und Abu Kemal mußten wir die bittere Erfahrung machen, daß die Wüste nicht nur ihre landschaftlichen Schönheiten, sondern – vor allem für den Kraftwagen – auch ihre Tücken hat. Beim Durchfahren eines Wadis gab der Boden plötzlich nach, und die Räder unseres Busses gruben sich in den lockeren Sand des ausgetrockneten Flußbettes. Nach langen mühsamen Bergungsarbeiten erschien als Retter in der Not eine Schar Nomaden, mit deren Hilfe es uns gelang, den Wagen aus dem Sandloch herauszuschieben.



Libanesischer Kaufmann

Einige Tage darauf – wir hatten inzwischen den Irak mit seiner Hauptstadt Baghdad hinter uns gelassen – befanden wir uns auf iranischem Boden im Gebiete der Kurden und fuhren der Stadt Kermanshah entgegen. Es war gegen 1.30 Uhr, und der Wagen rollte im 90-km/h-Tempo bergab. Plötzlich krachten Schüsse. Wir hörten das Pfeifen der Geschosse, und gleich darauf schlug es einige Male im Wagen ein. Im Scheinwerferlicht sahen wir mehrere Gestalten mit dem Gewehr im Anschlag im Straßengraben kauern. Es spielte sich alles in Bruchteilen von Sekunden ab, denn Walter trat das Gaspedal durch, und Horst und ich erwiderten das Feuer. Kaum waren wir etwa 100 m aus dem Gefahrenbereich heraus, als der Wagen zu schlingern begann, so daß wir anhalten mußten. Sofort sprangen wir hinaus und suchten im Straßengraben Deckung. Wir warteten eine ganze Weile, aber nichts geschah. Eine lähmende Stille lag über der Landschaft, und nur der kalte Wind pfiß uns um die Ohren. Ich kroch vorsichtig zum Wagen und

stellte fest, daß wir in einen Pannen-Nagel hineingefahren waren. Es handelte sich um einen ziemlich großen Nagel mit vier auseinanderlaufenden Spitzen. Man kann ihn werfen, wie man will, er wird immer mit einer Spitze nach oben zu liegen kommen. Die Kurden verwenden diese Nägel, um Militärkonvois zum Anhalten zu zwingen und sie aus einem Hinterhalt überfallen zu können. Nach geraumer Zeit kam eine Militärstreife in einem Jeep, dem das gleiche Unglück widerfahren war. Die Soldaten halfen uns beim Montieren eines neuen Reifens und sicherten mit ihren Maschinenpistolen den störungsfreien Verlauf dieser Arbeit. Endlich gegen 3 Uhr ging es im Geleitzug und im 20-km/h-Tempo weiter nach Kermanshah.

Nach diesem unerquicklichen Abenteuer beschlossen wir, das „wilde Kurdistan“ auf schnellstem Wege zu verlassen. Unsere nächste Station war Isfahan, die Stadt im Herzen des iranischen Hochlandes. Von ihrer vielfarbigen Pracht in der verschwenderischen Fülle des Frühlings waren wir geradezu überwältigt, und unsere EXAKTA-Kameras hatten Großeinsatz. Allzubald mußten wir aber aufbrechen, um weiter ostwärts zu fahren. Über Yazd ging es nach Kerman. Um von hier aus nach Zahedan und Pakistan zu gelangen, hatten wir den südlichen Zipfel der Wüste Lut und den Nordteil einer noch unerforschten Wüste zu durchfahren. Als wir die Berge des Hochlandes verlassen hatten, wurde die Landschaft weiter, und bald darauf befanden wir uns in einer der heimtückischsten Wüsten der Welt. Der Horizont war wie abgeschnitten, und es schien, als berührte der Himmel in der Ferne den dunklen Sand. In diesem Gebiet mußte Alexander der Große seine schwerste Niederlage hinnehmen. Nicht umsonst sagt ein altes persisches Sprichwort: „Wer sich hier verirrt, findet sich erst im Jenseits wieder zurecht.“ Bald erreichten wir die Sanddünen und damit die Telegrafeneileitung London–Calcutta. Die Dünen waren an den oft 10 bis 12 m hohen Masten im Laufe der Zeit so angewachsen, daß sie bis an die Drähte heranreichten. Eine Straße oder ein Weg war natürlich nicht zu erwarten, da ja die Dünen dauernd in Bewegung sind. Es gab viel Staub und Sand, die sich überall einnisteten, aber ohne Zwischenfall erreichten wir Zahedan, die letzte Ortschaft vor der pakistanischen Grenze.

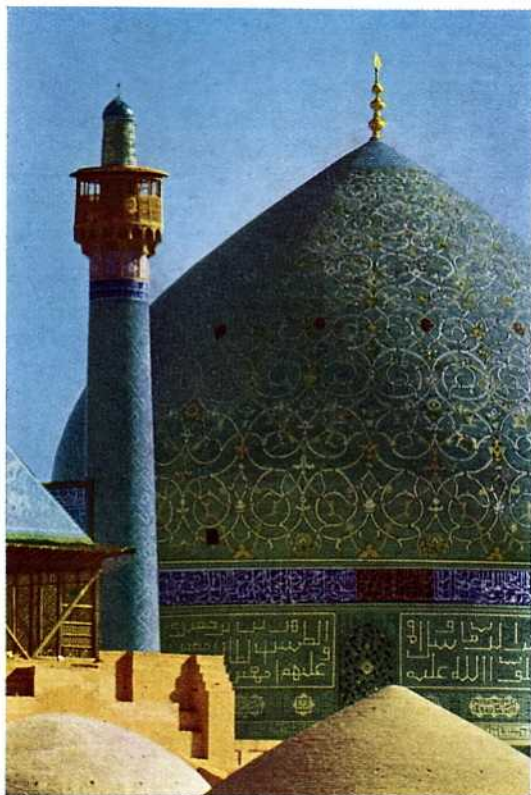
In Pakistan begrüßte uns eine Tafel mit „Willkommen in Pakistan“ und „Achtung, links fahren!“. Nach einem kurzen Aufenthalt in diesem Lande ging es von Quetta weiter über den Indus in Richtung Indien, und am 24. März 1964 um 11 Uhr hatten wir dann wirklich den indischen Schlagbaum vor uns.

Indien ist ein Konglomerat von Rassen, Sprachen und Religionen und hat eine Bevölkerung von 450 Millionen Menschen. Es ist fast unglaublich, daß es einem Manne wie Mahatma Gandhi gelang, daraus einen Staat zu formen. Jedoch die religiösen Gegensätze sind groß, und immer wieder kommt es zu Spannungen. Besonders zwischen den fanatischen Moslems und den Hindus, die die größte Anhängerschaft haben.

Das Zentrum der Hindus ist die heilige Stadt Benares (Varanasi) am

Ganges. Täglich pilgern Tausende von Gläubigen aus den entlegensten Teilen des Landes an die Ufer des Stromes, um wenigstens einmal im Leben im heiligen Wasser des schmutzigenbraunen Flusses zu baden oder um hier zu sterben und verbrannt zu werden.

Wir hatten unser schweres Gepäck bei einem Freund zurückgelassen und stürzten uns mit den Kameras und dem Tonbandgerät in den Trubel der Altstadt. Die Gassen – nur etwa 1,5 bis 2,5 m breit – waren erfüllt vom Lärm der Bettler und Geschäftsleute. Fast nahm uns die stickige Luft den Atem, denn eine Kanalisation ist hier unbekannt. Wie in einem Flußbett fließen die Abwässer durch die engen Gassen, und die Ratten liefen uns über die Füße. An allen Ecken und Enden findet man Hindutempel und Gebetsnischen. Rücksichtslos zwängen sich die heiligen Kühe an den kauernden und liegenden Andächtigen vorbei und bahnten sich den Weg durch die übrige Menschenmenge, denn sie sind sich ihrer Würde wohl bewußt.



Immer weiter drangen wir in das Labyrinth ein, bis wir das Ufer des heiligen Flusses erreichten. Auf den Stufen, „ghats“ genannt, hockten Tausende von Menschen unter primitiven Sonnenschirmen. Pausenlos brachte man die in Leinentücher gehüllten Leichen, tauchte sie in den Fluß und trug sie dann zum Verbrennungsplatz. Ohne Widerspruch ließ man uns bis zu diesem Ort vordringen. Der Anblick, der sich uns hier bot, war schauerlich und gespenstisch: In den brennenden Holzstößen lagen die Leichen, manche schon verkohlt, manche nur angebrannt, und verbreiteten einen pestialischen Geruch. Unter einem Fetzendach saßen die Angehörigen und hielten das Totenmahl. Obwohl wir ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend verspürten, packten wir unsere Kameras aus. Aber kaum hatten wir die geeigneten Objektive eingesetzt, stürzte sich eine wütende Menge auf uns und schob uns ab. Wir packten wieder ein und drängten uns ans Ufer. Dort saßen Brahmanen völlig nackt und meditierten, andere standen bis zu den Hüften im Wasser und beteten oder tranken das ver-seuchte Wasser. Wir mieteten ein Boot, fuhren hinaus auf den Ganges und fotografierten den Leichenverbrennungsplatz mit dem 300-mm-Objektiv. Gegen 9 Uhr endete das ganze Treiben plötzlich. In der glühenden Hitze lagen die Ghats nun leer, und nur die Aschenhaufen glommen noch in der Ferne.

Indien und das berühmte Grabmal Tadj Mahal sind für den Europäer ein Begriff. Wer dieses Bauwerk aus weißem Marmor nicht erblickte, hat Indien nicht gesehen. Großmogul Shahjahan (Schah Dschahan) ließ es in den Jahren 1629 bis 1648 für seine verstorbene Gattin errichten. Der Bau beschäftigte eine Armee von 20 000 Arbeitern. Man sagt, Tadj Mahal sei bei Vollmond am schönsten, und danach richteten wir unseren Besuch ein. Meine Tagebuchaufzeichnungen geben unsere Eindrücke wieder: „Es ist bereits dunkel, als wir durch das große Tor der Anlage schreiten. Vor uns breitet sich ein riesiger Park aus, und im Hintergrund hebt sich die Silhouette des Tadj Mahal gegen den Nachthimmel ab. Hunderte von Menschen sitzen um uns herum und erwarten das große Ereignis: den Aufgang des Vollmondes. Plötzlich geht ein Raunen durch die Menge. Langsam hebt sich der Mond aus dem Dunst der dampfenden Erde. Vorerst noch bleich und verhüllt, dann aber im Emporsteigen heller werdend und das Bauwerk aus weißem Marmor allmählich in ein schwaches Licht tauchend. Die Silhouetten lassen Formen erkennen, Formen von fast überirdischer Schönheit. Wir stehen wie angewurzelt und wagen kaum zu atmen. Wieder und wieder starren wir auf das Grabmal, das auf uns wie eine Erscheinung wirkt. Wortlos schreiten wir weiter, als wären wir von einer magischen Kraft angezogen. In der Grabkammer flackert nur das Licht einer Kerze gespenstisch im Raum. Sonst ist es still, bis plötzlich der Grabwächter einen kurzen singenden Laut ertönen läßt, der in der Kuppel zu fast unnatürlicher Stärke anwächst und 15 Sekunden andauert, bis er sich in den Winkeln und Nischen



verliert. Dieser Laut bringt uns zum Erstarren. Fast schauernd blicken wir in das scheinbar endlose Dunkel der Kuppel, und es ist, als beginne um uns sich alles zu drehen. Wie Traumwandler verlassen wir das Grabmal. Der Mond ist inzwischen höher gestiegen, und der weiße Marmor strahlt nun in voller Pracht. Immer wieder wenden wir uns um. Die Menschen sind für uns nicht vorhanden. Erst als wir durch das große Tor schreiten, ist der Bann gebrochen.“

Jedem Besucher ist es natürlich ein Bedürfnis, den Tadj Mahal bei Vollmond im Bild festzuhalten. Das ist kein Problem, wenn man eine gute Kamera zur Hand hat. Unsere EXAKTA war hier wieder einmal richtig am Platz. Während ich das Stativ aufbaute, setzte Horst das 300-mm-Objektiv an die Kamera und stellte dann vom Stativ aus auf den Mond ein, so daß er in der rechten oberen Ecke des Reflexbildes zu sehen war. Mit Blendenzahl 5,6 und $\frac{1}{30}$ s (bei Farbfilm 18 DIN) wurde die erste Aufnahme gemacht. Durch die Möglichkeit, den Verschuß aufzuziehen ohne dabei den Film zu transportieren, konnten wir eine Doppelbelichtung vornehmen. Auf dasselbe Filmfeld erfolgte dann die zweite Belichtung mit dem Weitwinkelobjektiv bei voller Öffnung 45 s lang.

Auch hier wurden unsere EXAKTA-Kameras fast ehrfürchtig bestaunt. Das geschah jedoch nicht überall. Manchmal waren unsere Kameras auch Objekte des Streites und brachten uns in gefährliche Situationen. Auf der Bahnfahrt nach dem Süden hatten wir in Manmut (Manmad) eine vierstündige Wartezeit, so daß wir uns nach günstigen Fotomotiven umsehen konnten. Zu der nächtlichen Stunde war der Bahnsteig von schlafenden Indern übersät. Das versprach gute Schnappschüsse, so daß Horst seine Kamera und das Blitzlicht auspackte. Während ich mich mit einigen Reisenden unterhielt, durchstreifte er das Bahnhofsgelände und machte einige Aufnahmen. Doch mit einem Male entstand am Bahnsteig ein Wirbel, und Horst kam in Begleitung eines aufgebrachtens Inders zurück. Seine Frau war von Horst fotografiert worden, als sie gerade ihr Kind stillte. Der Mann war darüber fürchterlich erbost und forderte das Bild. Wir machten ihm klar, daß ein Erfüllen dieses Verlangens unmöglich sei, weil wir auf dem Film noch andere wertvolle Aufnahmen hätten. Daraufhin wurde er zornig und griff nach dem Kamerakoffer, um ihn an sich zu nehmen. Unsere Abwehr löste einen regelrechten Tumult aus, dem wir uns zum Glück im Trubel beim Einfahren des Zuges entziehen konnten.

Der Zug war total überfüllt, so daß wir uns in einen Wagen hineinquetschen mußten. Mit etwas Kraftanstrengung schlossen wir die Türe wieder. Es war ein 3.-Klasse-Wagen, der aussah, als hätte man in einen Viehwaggon Fenster hineingeschnitten. Die Menschen waren so zusammengepfercht, daß einige im Gepäcknetz lagen, andere unter den Bänken umherkrochen und Walter einige Zeit wie ein Storch auf einem Bein stehen mußte, weil für das zweite beim besten Willen kein Platz mehr vorhanden war. Nach einigen



Stationen begann ein erneuter Menschenansturm, dem die schmalen Türen der Wagen einfach nicht gewachsen waren. Körbe, Pakete und Koffer flogen durch die Fenster, gefolgt von einer Unmenge von Indern, die über die Köpfe der anderen den Wagen förmlich überschwemmt. Die Geruchsskala wurde von Station zu Station reichhaltiger, und eine große Anzahl sonderbarer Heiliger, die total nackt und am ganzen Körper bemalt waren, gab dem Ganzen das Gepräge eines Urzeitexpresses. Gegen Mitternacht machte sich bei den Reisenden die Müdigkeit noch stärker als vorher bemerkbar, und jeder versuchte krampfhaft, sich in Ruhestellung zu begeben. Dadurch entstanden wieder einige Tumulte, denn in den Mittelgängen und unter den Bänken war gar nicht mehr genug Platz, um sich hinlegen zu können. Kleinkinder und Ziegen befanden sich auf dem schmutzigen Boden, und Horst und ich öffneten die Klosettüre, um wenigstens die Füße ausstrecken zu können. So verging die für uns schlaflose Nacht.

In den Zügen kommt die Übervölkerung Indiens besonders stark zum Vorschein. Noch krasser zeigt sie sich allerdings in den Armenvierteln der Großstädte wie Calcutta und Bombay. Hier fristen die bedauernswerten Menschen ein wahrhaft kärgliches Dasein.

Es war gegen Mitternacht, als uns in Bombay der Weg in diese Gassen führte. Nur die Straßenlaternen warfen ihr fahles Licht auf den staubigen Asphalt, wo die Obdachlosen lagen, zu denen hier nach vorsichtigen Schätzungen zwei Millionen Menschen zählen. Manche besaßen wenigstens eine alte zerfetzte Decke, andere aber hatten sich einfach auf dem nackten Asphalt ausgestreckt. Kleinkinder, Frauen, Männer, Alte und Sterbende waren auf den Gehwegen und auf der engen Fahrbahn zusammengedrückt. Ein Bild des Grauens. Wir mußten über die Menschen hinwegsteigen. Aus Augen, die uns aus eingefallenen Höhlen anstarrten, sprach feindselige Ablehnung, dann aber wieder streckten sich uns Hände bittend entgegen, Hände, die aussahen, als wären sie nur mit Haut überzogene Knochen. Kinder, denen Betteln und Stehlen die einzige Lebensmöglichkeit bietet, umringten uns in Scharen. Das Mitleid schnürte uns die Kehlen zu, wir rangen nach Luft. Hinweg über Lebende und Sterbende hasteten wir durch das Labyrinth der Gassen nach einer Hauptstraße. Und mit einem Schlage veränderte sich das Bild: Luxusautos flitzten vorüber, bunte Leuchtwerbung lockte, elegante Nachtlokale boten sich an, und gepflegte, in bunte Saris gehüllte Frauen schritten an uns vorbei. Gierig sogen wir die frische Luft, die vom Meer wehte, in unsere Lungen.

Nicht überall in Indien findet man diese Übervölkerung. In der Mitte des Landes, auf dem Plateau Deccan, gibt es nur spärliche Ansiedlungen. Das liegt hauptsächlich an der Unfruchtbarkeit des Bodens. Sie treibt die Bevölkerung den Städten zu. In der Trockenzeit fährt man stundenlang über das öde, verdorrte Plateau. Die Erde ist rissig und grau, wie ausgebrannt von der glühenden Hitze. Erst gegen Norden – dem Indusbecken zu – wird die Landschaft grün und fruchtbar.



Ein Morgen am Ganges

Welch einen Kontrast bietet Kashmir (Kaschmir). Am Fuße des Himalaja gelegen und von schneebedeckten Bergriesen umgeben, bildet es fast einen eigenen Staat, der nur durch eine Straße mit dem Mutterland verbunden ist. Es handelt sich jedoch nicht um eine Fernverkehrsstraße in unserem Sinne, sondern um eine schmale, nicht asphaltierte Gebirgsstraße, die dem Verkehr kaum mehr gewachsen ist. Riesige Autobus- und Lastwagenkolonnen rollen täglich von Jammu (Dschammu) nach der Hauptstadt Srinagar, um die Versorgung mit Lebensmitteln und anderen Verbrauchsgütern sicherzustellen. Durch die Überlastung des einzigen Landverbindungsweges ist der Flugverkehr so beansprucht, daß es oft wochenlang dauert, bis man einen Platz in einer klapprigen DC 3 ergattert. Auf unserer Fahrt nach Kashmir kam noch hinzu, daß an der Straße Verbreiterungsarbeiten durchgeführt wurden und die Fahrbahn wegen Sprengungen teilweise verlegt werden mußte. Nach viertägiger Wartezeit in Jammu

(Dschammu) fuhren wir endlich um 9 Uhr früh ab und sollten fahrplanmäßig um 19 Uhr in Srinagar sein. Wir kamen tatsächlich um 19 Uhr an, jedoch fünf Tage später!

Schon kurz nach der Abfahrt bot sich uns ein imponantes Bild: Mehr als 2000 Lastwagen und etwa 100 vollbesetzte Autobusse rollten langsam über die kurvenreiche Straße dem Himalaja entgegen. Obwohl es im Autobus nur Sitzplätze gab, entstand ein ungeheures Gedränge, da die Sitze so schmal waren, daß wir uns mit Gewalt Platz machen mußten. Der Großteil des Gepäcks war auf dem Dach verstaubt, nur unseren Kamerakoffer hatten wir sicherheitshalber bei uns. Bei jedem der vielen Schlaglöcher flogen wir fast bis an die Decke, die Unmengen von Hühnern in den großen Schachteln begannen durch das Rütteln aufgeregter zu gackern, und alsbald stimmten die mitgeführten Kleinkinder einen mächtigen Spektakel an. Die Landschaft, die an uns vorbeizog, erinnerte uns beinahe an unsere Heimat. Von Kurve zu Kurve wurde es kälter. Bei einer kleinen Ansiedlung kam die Kolonne ins Stocken, und man teilte uns mit, daß die Straße für einige Stunden gesperrt sei. Aus diesen „einigen Stunden“ wurden fast fünf Tage! Die Verpflegung war gleich Null, schlafen mußte man im Freien oder im Bus, sofern noch Platz war, und die nächtlichen eisigen Stürme taten das Weitere. Eigenartigerweise erregte diese Wartezeit keineswegs die Gemüter der Reisenden. Sie schliefen den ganzen Tag, spielten Karten oder machten Spaziergänge. Wir verbrachten die Zeit mit der Suche nach günstigen Fotoobjekten und waren bald im ganzen Konvoi bekannt.

Frühling in Kashmir! Das ist ein unvergeßlicher Eindruck, wenn man auf der höchsten Erhebung der Paßstraße steht und seinen Blick über das Tal schweifen läßt. Wie von einem hauchzarten Schleier umgeben umsäumt der Himalaja das „schönste Tal der Welt“, auf dessen Grund zahllose Seen das gewaltige Massiv widerspiegeln. Srinagar nennt man das Venedig Indiens. Tatsächlich besteht dieser Name nicht zu Unrecht, denn die Stadt ist von Flüssen und Kanälen durchzogen, auf denen man mit den schlanken „Shikaras“, venezianischen Gondeln ähnlichen Booten, die herrlichsten Erkundungsfahrten unternehmen kann. Auf den Dächern der uralten Holzhäuser wächst Gras, und der Frühling entfaltet in der Stadt eine wahre Blumenpracht. Srinagar verfügt für den Tourismus über ein oder zwei Hotels in europäischem Stil, aber es ist empfehlenswert, für einen Aufenthalt eins der zahlreichen Hausboote zu mieten. Das ist verhältnismäßig billig und bietet neben der europäischen Verpflegung, der peinlichen Sauberkeit und der familiären Atmosphäre einen hervorragenden Service.

Zwischen Kashmir und dem Königreich Nepal besteht eine gewisse Ähnlichkeit. Auch dieses Land ist nur über eine Straße zugänglich, der Himalaja beherrscht die Szenerie, und die Holzbauten ähneln stark denen Kashmirs. Nepal ist jedoch noch ein Stück uralte Welt, deren geheimnisvollem Zauber sich niemand entziehen kann. Eine große Anzahl herrlicher Tempel beherrschen in Katmandu, der Hauptstadt, das Bild. Hier gibt es kein einziges modernes Gebäude. Die Nepalesen sind gute Fotoobjekte, da sie keinerlei

Scheu vor der Kamera zeigen. Noch dazu sind sie ziemlich apathisch und desinteressiert an allem, was um sie herum vorgeht, so daß man sogar Leichenverbrennungen aus der Nähe fotografieren kann. Eine Ausnahme bildet nur der goldene Tempel, den eine Schar fanatischer Hindus bewacht. Diesen religiösen Fanatismus findet man in ganz Asien vor, bei den Moslems und Hindus genau so wie bei den Parsen und Buddhisten. Es gibt nur eine Ausnahme: die Sikhs. Sie bezeichnet man als „die Inder“ schlechthin. Das heißt: Gewisse Filme suggerieren diese romantische Vorstellung dem Publikum. Durch ihre wallenden Bärte, ihre farbigen Turbane und ihre Tapferkeit sind die Sikhs berühmt geworden. Sie bilden jedoch mit ihren 6,5 Millionen Anhängern nur eine verschwindend kleine Minderheit. Die Grundlage ihrer fünfhundertjährigen Religionsgemeinschaft bildet das „Ursprüngliche Buch“, das die Mildtätigkeit und Brüderlichkeit aller Menschen, also aller Rassen und Religionen, predigt. Mittelpunkt dieser Gemeinschaft ist der goldene Tempel zu Amritsar. Noch vor dem Betreten der

Vergoldete Tempelskulptur in Katmandu





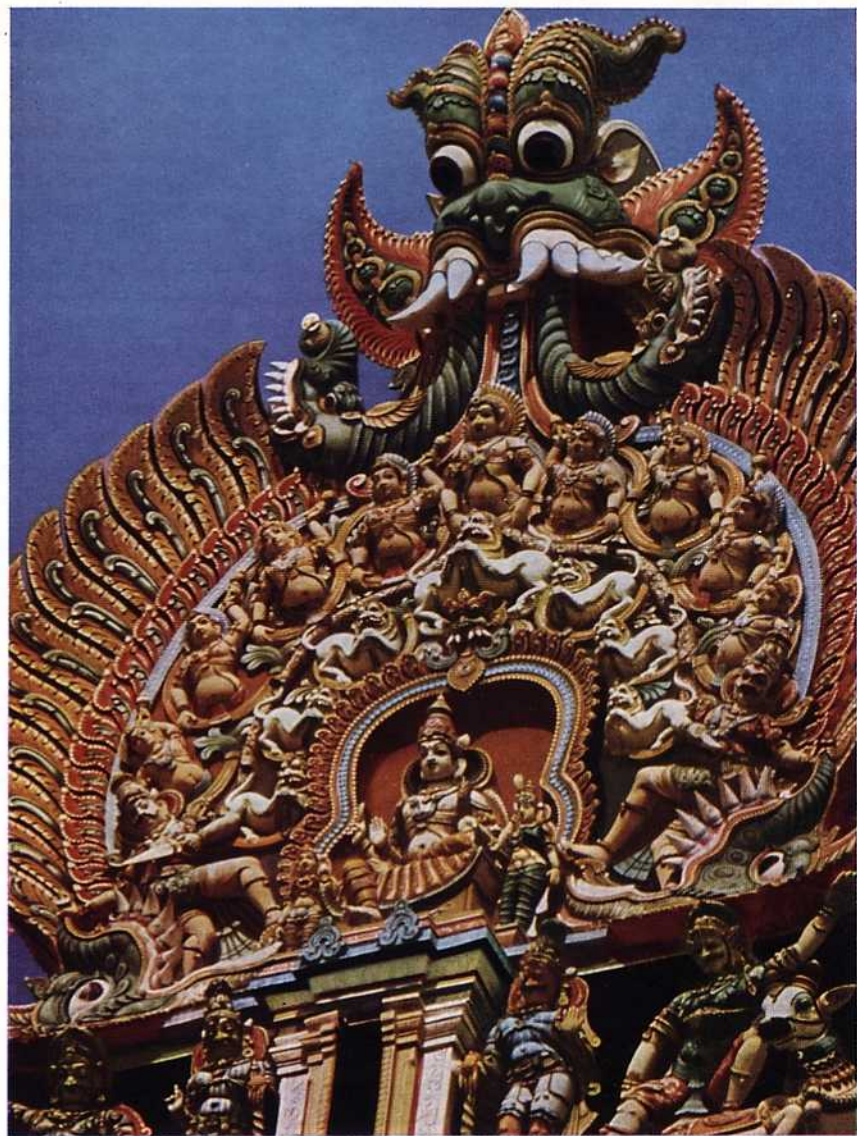


Tempelanlage wurden wir vom obersten Tempelhüter empfangen und in sein Arbeitszimmer gebeten. Dort setzte er uns in einer fast zweistündigen Diskussion die Wege und Ziele seiner Religion auseinander. Danach lud er uns ein, den Tempel zu besichtigen.

Barfuß und mit bedecktem Haupt, wie es die Vorschrift befiehlt, schritten wir die Marmortreppe hinab zum Tempelhof. Inmitten eines künstlichen Sees erhebt sich der eigentliche Tempel, der über einen kunstvoll gearbeiteten Steg aus weißem Marmor zugänglich ist. Rund um den See reihen sich die Unterkunftsräume der Pilger und die Küchen, wo täglich bis zu zweitausend Menschen kostenlos gepflegt werden.

Das zartrosa Licht der untergehenden Sonne überflutete die Tempelanlage, und die goldenen Kuppeln spiegelten sich im tiefblauen Wasser des Sees. Über den Steg näherten wir uns dem Heiligtum. Der süßliche Duft indischer Räucherstäbchen quoll uns entgegen. Eine unfassbar schöne Musik ertönte aus dem Tempel und erfüllte die Besucher mit Andacht. In der Schar der buntgekleideten Pilger betraten wir das Innere des Tempels. Dieselbe sanfte Anmut, die Ornamenten und Einlegearbeiten eigen war, sprach auch aus den Gesichtern der Gläubigen, die uns mit einer Freundlichkeit und Güte aufnahmen, als wären wir einige der ihrigen. Man legte uns eine lange Kette aus weißen Jasminblüten um den Hals und führte uns zum heiligen Buch. Wir legten uns Dank ein paar Blüten vor das Buch und warfen – wie es üblich ist – etliche Münzen hinter das Gitter. Als wir den Tempel verließen, war es bereits dunkel. Man lud uns ein, die Nacht im Tempel zu verbringen, was wir gern annahmen. Nachdem wir in der Küche unser Nachtmahl eingenommen hatten, unterhielten wir uns noch lange mit den aufgeschlossenen und freundlichen Menschen.

Das alles war für uns ein aufregend schönes Erlebnis zum Unterschied von einem Tempelbesuch in Madurai (Madura), der zwar ebenso aufregend, aber kaum als schön zu bezeichnen war. In der großen Tempelanlage der Hindus in Madurai (Madura) ist das Fotografieren nur in der Zeit zwischen 14 und 16 Uhr gestattet. Das architektonisch sehr bemerkenswerte Heiligtum wurde vor einigen Jahren mit einem Kostenaufwand von mehr als 400 000 ind. Rupien mit den gräßlichsten Farben bemalt. Es war in unseren Augen einfach eine Schändung dieses interessanten Bauwerks, was wir natürlich im Bild festhalten mußten. Wir waren etwa zehn Minuten vor der angegebenen Zeit dort und bauten einstweilen unsere Kameras auf. Plötzlich stürzte sich eine Schar buntgekleideter Wächter auf uns. Ohne Kommentar versuchten sie, Horst die EXAKTA aus der Hand zu reißen, und außerdem traten sie gegen das Stativ der Filmkamera. Das war uns zuviel. Wir setzten uns kräftig zur Wehr, wobei zwei der Tempelhüter ein unfreiwilliges Bad im schmutzigrünen Teich nahmen. Die Zahl der Angreifer wuchs bedenklich an, aber im Augenblick höchster Not erschienen zwei Polizisten und verhafteten uns. Unter dem Triumph- und Rachegeschrei unserer „Gegner“ wurden wir abgeführt, was uns sichtlich erleichterte. Beim Ausgang verabschiedeten wir uns von unseren Rettern, wobei diese aber im unmiß-



Der Tempel in Madurai (Madura)

Bild auf Seite 14: Hindupilger

Bild auf Seite 15: Ein Tempel in Khajuraho

verständlichen Amtston verkündeten, daß wir tatsächlich verhaftet seien und wegen Störung des Tempelfriedens ins Gefängnis kämen. Wir waren natürlich ziemlich verblüfft und wußten nicht, ob wir lachen oder weinen sollten. Inzwischen hatten sich einige bärtige Weltenbummler zu uns gesellt, und in Anbetracht der so zustande gekommenen europäischen Übermacht suchten die Polizisten das Weite.

Wer nach Indien reist, braucht nicht nur eine Portion Selbstbewußtsein und Humor, sondern auch einen ausgezeichneten Gesundheitszustand. Malaria, Pocken, Typhus, Cholera und sogar die Pest rafften oft Tausende von Menschen dahin. Besonders das Klima Süd-Indiens ist für den Europäer äußerst ungünstig. Wir bereisten dieses Gebiet, als eben die Monsunzeit einsetzte. Strahlender Sonnenschein wechselte mit sintflutartigen Regenfällen, so daß die Erde dampfte. Es gibt einige lohnende Ziele auch im Süden des Landes, wie z. B. das Palmenparadies Kerala mit seinem Naturschutzpark, wo man noch Elefantenherden und Büffel in freier Wildbahn beobachten kann, das verträumte Städtchen Pondicherry (Ponditscherry), einstmals Juwel der französischen Kolonien, heute aber unbedeutend und dem Verfall preisgegeben, oder Cochin (Kotschin), wo Vasco da Gama gestorben ist.

Die klimatischen Verhältnisse Süd-Indiens stehen im ausgesprochenen Gegensatz zu denen im Norden. Fanden wir in Neu-Delhi und Benares (Varanasi) eine trockene Hitze von $+ 50^{\circ}\text{C}$, so lag die Temperatur in Madras bloß bei etwa $+ 35^{\circ}\text{C}$, dafür ist hier aber der Feuchtigkeitsgehalt der Luft enorm hoch. Man trinkt Unmengen von Flüssigkeit, die man binnen Minuten wieder ausschwitzt. Am Abend zieht man das schweißgetränkte Hemd aus, muß es aber am nächsten Morgen im selben Zustand wieder anziehen. Diese Klimakontraste beanspruchen naturgemäß nicht nur den menschlichen Organismus, sondern auch die technischen und optischen Geräte. Der Rost beginnt mit unglaublicher Geschwindigkeit zu nagen, und die Feuchtigkeit bedeutete eine große Gefahr für die mitgeführten Colorfilme. Bevor wir zur Überfahrt nach Ceylon ansetzten, reinigten und kontrollierten wir unsere Kameras, denen zu unserer Beruhigung selbst die krassen Temperaturunterschiede nichts ausgemacht hatten.

Wie ein Smaragdtropfen hängt Ceylon an der Südspitze Indiens, getrennt von ihm durch den tiefblauen indischen Ozean. Einst war Ceylon mit dem Kontinent durch eine schmale Landbrücke verbunden, die von den Naturgewalten irgendwann in grauer Vorzeit zerstört wurde. Sagen und Legenden umweben dieses Eiland. Wie ein Mosaik von Grün in Grün breitet sich der Dschungel über die Insel aus, und in den Küstengebieten wiegen sich Kokospalmen im heißen Tropenwind. Riesige Teeplantagen ziehen sich weit in das Innere des Landes hinein, gefolgt von der immer mehr anwachsenden Industrialisierung. Das Innere der Insel aber ist die Heimat der Elefanten, Büffel, Leoparden und Affen. Hier haben sich diese Tiere ihre paradiesische Freiheit bewahrt.

Die Hauptstadt Colombo (Kolamba) mit ihren zahllosen Rohziegelbauten und den alten Londoner Autobussen ist ein Spiegelbild der einstigen eng-

lischen Herrschaft. Dem Reichtum des Landes an Saphiren und anderen Edelsteinen ist es zuzuschreiben, daß in jeder Straße unzählige Juweliergeschäfte anzutreffen sind.

Überall auf der Insel findet man buddhistische Stupas und Klöster, von denen aus die gelben Mönche über das geistige und ethische Leben wachen. Den Großteil der Bevölkerung bilden die Singhalesen, die stolz auf ihre Abstammung von Prinz Vijaya hinweisen. Den nördlichen Teil um Jaffna beherrschen die aus Süd-Indien eingewanderten Tamilen, die sich zum hinduistischen Glauben bekennen. Aber es gibt noch eine dritte Gruppe: die Weddas. Man sieht in ihr die Urbevölkerung Ceylons. Eine kleine Minderheit dieses Volkes lebt abgeschnitten von der modernen Zivilisation im

Das „Büro“ eines Wahrsagers und Wunderdoktors in Benares (Varanasi)



Dschungel, wo sie auf einer fast steinzeitlichen Entwicklungsstufe verharrt. Früher war es fast unmöglich, durch den tropischen Dschungel einen Weg zu den Weddas zu finden. Heute aber durchqueren einige Straßen das Landesinnere, so daß es keine allzu großen Schwierigkeiten bereitet, dieses Volk aufzusuchen. Für uns war jedenfalls der große Augenblick gekommen! Wir verzichteten allerdings auf die Inanspruchnahme der modernen Verkehrsmittel und beschlossen, uns den Weg durch den Dschungel zu Fuß zu erkämpfen.

Hier einige Tagebuchauszüge von unserem Marsch zu den Weddas: „Endlich haben wir nach fünfstündiger Bahnfahrt Ohiya erreicht. Diese Station ist nur eine kleine Bambushütte im Dschungel, und da es keinen Bahnsteig gibt, müssen wir von den überaus hohen Wagen hinabklettern. Der Stationsvorsteher, ein eingeborener Singhalese, beschreibt uns den Aufstieg zu den Horton Plains, einer Hochebene, und dem „Ende der Welt“, dem Gebiet unterhalb des jenseitigen Steilabfalls der Horton Plains. Unser Berater hat allerdings einige Bedenken, da sich das Wetter in den letzten Stunden zunehmend verschlechterte. Es ist empfindlich kühl geworden, und Nebelfetzen, die uns die Sicht hinauf zum Plateau nehmen, jagen über uns hinweg. Trotzdem marschieren wir los.

Einen knappen Kilometer geht es auf dem Bahndamm entlang, dann kommen wir an einen Tunnel, wo wir in einen schmalen Dschungelpfad einbiegen. Der Dschungel um uns herum ist fast undurchdringlich dicht. Obwohl nur geringe Gefahr besteht, am Tage mit einem Tiger oder Ozelot zusammenzutreffen, gehe ich mit dem Gewehr voraus. Je höher wir kommen, desto mehr nimmt die durchdringende Kälte zu. Es klingt fast paradox, aber trotz Äquatornähe müssen wir unsere Pullover und Windblusen anziehen. Inzwischen sind wir in die Nebelregion eingedrungen. Der Weg wird beschwerlich und steil. Dann aber lichtet sich der Dschungel, und kurz darauf erreichen wir die Hochebene. Regen peitscht uns ins Gesicht, stellenweise versinken wir bis über die Knöchel im Schlamm. Eine urweltliche Szenerie breitet sich vor uns aus. Der Nebel jagt, vom Sturm getrieben, über das Plateau hinweg, über das schachtelhalmartige Gras und über knorrige kleine Bäume mit feuerroten Blüten. Einige Male fallen wir in hüfttiefe Löcher, die von Gras und Moos überdeckt sind. Trotz des immer stärker werdenden Regens machen wir einige Aufnahmen und drehen ein paar Filmszenen. Dann geht es weiter, dem „Ende der Welt“ entgegen.

Nach vierstündigem Marsch hört es auf zu regnen, und der Dschungel, der die Horton Plains umklammert, kommt wieder näher. Der Pfad wird enger, und die Äste bilden über uns einen Tunnel, in dem wir oft lange Strecken auf den Knien und auf dem Bauch kriechend zurücklegen müssen. Aber endlich stehen wir am „Ende der Welt“. Das Plateau bricht fast 2000 m ab, und der brodelnde Nebel in der Tiefe erweckt den Eindruck, als ginge es hier tatsächlich hinab in die Hölle.



Wir schlagen unser Lager am Rande des Abgrundes auf und packen die Kameras aus. Inzwischen ist es Abend geworden, und wir beschließen, noch vor Einbruch der Dunkelheit weiterzumarschieren. Nach einigen Kilometern ändert sich schlagartig das Wetter. Es ist klar, und die blutroten Strahlen der untergehenden Sonne tauchen den Dschungel in ein phantastisches Licht. Noch ist es kühl, aber je weiter wir hinabsteigen, desto mehr nimmt die Wärme zu. Knapp vor Einbruch der Dunkelheit suchen wir uns auf einer kleinen Lichtung einen Lagerplatz. Bei Sonnenaufgang sind wir bereits wieder auf den Beinen. Noch taunaß erklimmen wir eine kleine Anhöhe und betrachten das gewaltige Dschungelpanorama zu unseren Füßen. Wie ein riesiger grüner Teppich breitet sich die Vegetation vor uns aus. Man sagt, dort unten blühen die schönsten Orchideen der Welt. Mühsam marschieren wir in der uns angegebenen Richtung abwärts. Langsam nimmt die Hitze zu. Es gibt nun kaum mehr einen Pfad. Über Lichtungen und durch Dickicht geht es weiter. Nachts bauen wir uns aus unserem Seil und starken Ästen einen Schlafplatz auf den Bäumen, um vor Elefanten sicher zu sein. Nach zwei Tagen erreichen wir einen Fluß. Ihn müssen wir laut den uns erteilten Informationen überqueren, um in das Gebiet der Weddas vorzudringen zu können. Allerdings ist das Wasser breit und reißend, so daß wir nach einem günstigen Übergang suchen. Ein fernes Donnern kündigt uns einen Wasserfall an, auf den wir losmarschieren. Nach einer halben Stunde erreichen wir ihn. Aus einer Höhe von über 60 m stürzen die Wassermassen herab. Das Auffangbecken gleicht einem von funkelndem Gischt erfüllten Hexenkessel, und das aufgewirbelte Wasser schießt dann zwischen riesigen Felsen in reißenden Stromschnellen weiter zu Tal. Während Horst die Kameras und Objektive in Decken einrollt und in meinem Tornister verstaut, prüfen Walter und ich die Möglichkeit einer Überquerung. Nach einem kurzen kräftigen Imbiß beginnt das Unternehmen. Ich schlinge Horst das 20 m lange Kletterseil um die Hüften, suche mir zwischen zwei Felsen einen einigermaßen sicheren Standort und gebe das Startsignal. Das ganze Vorhaben ist gefährlich, denn die Felsen sind glitschig und bieten keinen festen Halt. Ich habe Horst fest am Seil, um ihn im Falle eines Abrutschens abzufangen. Ohne Tornister springt er von Stein zu Stein, bis er einen vom anderen Ufer hervorspringenden Felsen erreicht hat. Dann schlinge ich das Seil um einen Felsen, nehme meinen Tornister und versuche nun selbst mein Glück. Während Walter diese Aktion filmt, habe ich bereits zwei Drittel der Strecke zurückgelegt. Vor mir liegt nun eine gefährliche breite Kluft, in der das Wasser mit enormer Geschwindigkeit talwärts strömt. Ich springe, setze auf dem gegenüberliegenden Felsen zwar auf, gleite jedoch ab und verliere das Gleichgewicht. Im Fallen erfasse ich mit beiden Händen das rettende Seil, aber es gibt nach. Die Stromschnelle erfaßt mich, reißt mir die das Seil krampfhaft umklammernden Hände los und schleudert mich mit dem Kopf voran in die Tiefe. Himmel, Erde,



Wasser – alles kreist um mich. Ich kann nicht sehen, wohin ich stürze. Einige Male pralle ich mit den Beinen gegen Felsen, doch ich finde keinen Halt und werde weiter abgetrieben. Aber ich habe Glück im Unglück. Die reißende Flut schleudert mich mit dem Rücken gegen einen Felsblock. Hätte ich nicht den Tornister gehabt, so wäre mir bestimmt das Rückgrat gebrochen worden. Im selben Augenblick, als mich das Wasser erfaßte, wollte mich Horst mit dem Seil festhalten. Aber der Zug war so stark, daß mein Freund den Halt verlor und vom Felsen stürzte. Zum Glück wurde er zwischen zwei Felsen eingeklemmt, so daß er nicht fortgeschwemmt werden konnte. Ich habe zwar noch immer keinen Grund unter den Füßen, aber die Gewalt des herabstürzenden Wassers drückt mich mit solcher Wucht an den Felsen, daß ich kaum atmen kann. Plötzlich durchzuckt mich ein schrecklicher Gedanke: Der Tornister mit den EXAKTA-Kameras und den Filmen ist unter Wasser. Ich versuche, Horst etwas zuzurufen, aber in dem Inferno verstehe ich kaum mein eigenes Wort. Inzwischen hat sich Horst aber schon näher an mich herangearbeitet und wirft mir das Seil zu. Ich erfasse es rasch und ziehe mich gegen den Strom auf den rettenden Felsen. Vollkommen erschöpft bleibe ich einige Minuten liegen und begeben mich dann an das andere Ufer. Ohne Zwischenfälle wickelt sich der Transport der übrigen Tornister und Stative ab. Horst und ich legen unsere durchnäßte Kleidung in die Sonne und rauchen die wohlverdiente Zigarette. Leider hatte ich mir beim Sturz die Haut von den Fersen gerissen, so daß ich in den Schuhen kaum noch gehen konnte. Während Walter meine Füße bandagiert, räumt Horst meinen Tornister aus. Einige Filmpatronen sind durch die Wucht meines Aufpralls eingedrückt, doch Objektive und Kameras scheinen in Ordnung zu sein (und sie waren es auch). Nach einer Stunde marschieren wir weiter landeinwärts.

Gegen Nachmittag entdecken wir auf einer Lichtung Spuren einer Elefantenherde. Wir folgen ihnen und gelangen zu einem der vielen sogenannten „tanks“. Das waren zur Zeit der Könige Wasserreservoirs, von denen das Wasser abgeleitet wurde, um die Felder ringsherum zu versorgen. Als diese Kulturepoche versank, nahm der Dschungel von dem Boden Besitz, den man ihm mühsam abgerungen hatte. Was übrigblieb, sind die vielen Tümpel, die den Tieren als Tränke dienen.

Wir wählen einen großen Baum für unser Lager aus. Während ich oben mit Seil und Ästen ein Lager bereite, stellen Horst und Walter die Kameras mit dem Teleobjektiv auf. „Gefechtsmäßig“ werden die Geräte mit Zweigen getarnt, und dann warten wir am Boden liegend auf den Sonnenuntergang. Es dauert über eine Stunde, bis uns das Geräusch brechender Äste aufhorchen läßt. Aus dem Dickicht kommt ein Elefant hervor, späht nach allen Richtungen und trottet dann langsam der Wasserstelle zu. Im Nu hebt ein Lärm an, als würde man einen ganzen Wald fällen, und aus dem Dunkel des Dschungels tritt eine stattliche Elefantenherde in das bereits fahle Licht



des frühen Abends. Wir zählen 27 prächtige Exemplare, die sich gemessenen Schrittes der Tränke nähern. Nur einige Jungtiere tollern verspielt um ihre Eltern herum. Es ist ein ergreifend schönes Bild, wie sich die Tiere in ihrer Freiheit bewegen. Manche trinken, manche stehen bis zum Bauch im Wasser und spritzen sich mit dem Rüssel ab, und andere wiederum reißen zum Vergnügen Bäume und Sträucher aus, mit denen sie sich bewerfen. Leider ist es bereits zu dunkel, um diese Szene im Bild festzuhalten, und so beschränken wir uns auf das genaue Beobachten. Nach einiger Zeit nehme ich das Gewehr, halte es gegen den Himmel und drücke ab. Der Schuß kracht. Dann folgen Sekunden lähmender Stille. Nun aber bebte die Erde unter dem Stampfen der fliehenden Elefanten. Staub wirbelt auf, vor Schreck kreischende Affen schwingen sich an den Ästen, und ein Rehbock schießt mit gewaltigen Sätzen an uns vorbei ins Dickicht. Der Staub auf der Lichtung hat sich verzogen, kein Elefant ist mehr zu sehen. Aber sie sind in unserer Nähe und beobachten uns, denn von Zeit zu Zeit dringt ein mächtiges Trompeten an unser Ohr. Inzwischen ist es dunkel geworden, nur der Mond wirft sein schwaches Licht auf die Dschungelsilhouette. Wir klettern in unser Baumlager und horchen in die Nacht. Ab und zu hören wir die Elefanten trompeten oder einen Iguana, eine kleine Krokodilart, plantschend ins Wasser springen. Sonst ist es still. Wir brauchen keine Nachtwache auszustellen, da unsere unbequemen Lagerstätten einen tiefen Schlaf unmöglich machen. Manchmal werden wir durch das Grunzen eines Wildschweines oder durch das Gekreisch aufgeschreckter Vögel geweckt, sonst aber verläuft die Nacht ohne Zwischenfälle.

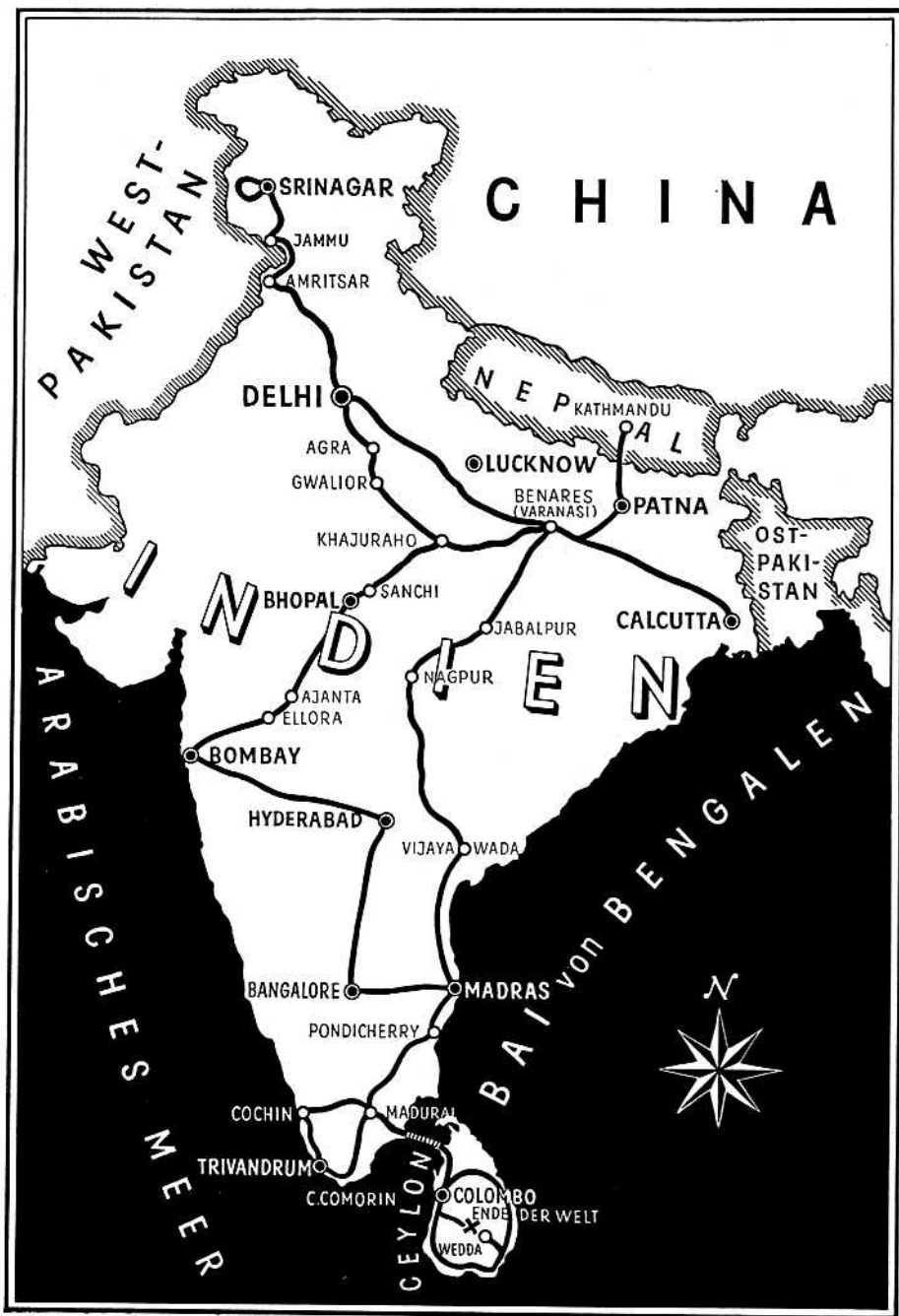
Kurz nach Sonnenaufgang turnen wir vom Baum hinab, waschen uns und füllen das Wasser des Tümpels in unsere Feldflaschen. Plötzlich steht wie aus dem Erdboden gewachsen ein Mann hinter uns – ein Wedda. Er ist von kleiner Statur, aber sehnig und muskulös, seine Haut hat eine dunkelbraune Farbe, das Haar hängt ihm bis weit unter die Schultern herab, und bekleidet ist er nur mit einem Lendenschurz. Sein böser Blick und die über die Schulter gelegte Axt machen keinen freundlichen Eindruck auf uns. In unartikulierten Lauten versucht er, uns etwas zu sagen, aber wir brauchen ziemlich lange, bis wir den Sinn verstehen. Es sollte eine Aufforderung zum Besuch seiner Hütte sein. Wir nehmen die Einladung gern an, packen eines unserer Geschenke aus und überreichen es ihm. Es sind Betelnüsse, worüber er sehr erfreut zu sein scheint, obwohl sein Gesicht kein Lächeln zeigt. Auf Grund unserer freundlichen Geste beginnt er mit der eigentlichen Einladungszeremonie. Er hüpfte um uns herum, schwingt drohend seine Axt und schreit unverständliche Wörter gegen Himmel und Erde. Wir stehen ruhig und mit ernster Miene, während er uns umkreist. Nach der Zeremonie schultern wir unsere Tornister und marschieren hinter unserem Freund her. Bald beginnen wir zu schwitzen und zu keuchen, da der kleine Mann mit wirklich affenartiger Geschwindigkeit über die verschiedensten Hindernisse hinwegklettert. Natürlich können wir ihm unsere Schwäche nicht zeigen und taumeln tapfer hinter ihm her. Nach halbstündigem Dauerlauf erreichen

wir eine von Menschenhand angelegte Lichtung, auf der eine kleine Hütte steht. Der einzige Baum der Lichtung trägt ebenfalls eine Hütte in den Ästen, wo die Wedda-Familie die Nacht in Sicherheit vor wilden Tieren verbringt.“

Hier, inmitten des Dschungels, lebt also die Urbevölkerung Ceylons. Es gibt zwar Wedda-Stämme, aber sie leben familienweise getrennt auf ihrem eigenen Areal. Die Frau und sechs Kinder begegneten uns neugierig, jedoch mit Abstand. Einige Tage verbrachten wir bei diesen Menschen, denen die Natur alles gibt, aber auch alles nimmt. Wir erlebten die aufregende Jagd mit Pfeil und Bogen auf Wildschweine und Rotwild, wir lernten, uns im Dschungel zurechtzufinden, und wir teilten mit den Weddas die Nahrung, die hauptsächlich aus gebratenen Wurzeln und gedörrtem Fleisch besteht. Wir wurden in dieser Zeit gute Freunde, doch wir sahen unseren Gastgeber niemals lächeln. In seinem Mienenspiel waren immer Spannung und Mißtrauen, die das harte Leben im Dschungel mit sich bringt. Er betrachtete ehrfürchtig unsere Kameras, aber wir konnten ihm nicht klarmachen, wozu sie dienen. Besondere Angst hatte er vor dem Magnetongerät, da er einmal seine Stimme aus dem Lautsprecher gehört hatte, worüber er fast zu Tode erschrocken war.

Langsam kamen wir zur Erkenntnis, daß unsere Reise hier im Dschungel ihren Höhepunkt erreicht hatte. Nirgends auf unserer Fahrt war es uns möglich gewesen, Menschen zu finden, die wie die Weddas in der Abgeschlossenheit des Dschungels verharren und sich trotz der enormen Anstrengungen der Landesregierung bisher nicht in das moderne Leben unseres Jahrhunderts eingliedern ließen.

In den wenigen Tagen zogen wir mit unserem Freund und unseren EXAKTA-Kameras durch den Dschungel und hielten die vielen interessanten Augenblicke aus seinem Dasein im Bilde fest. Das war praktisch das Ende unserer Expedition in die ferne weite Welt. Von nun an ging es heimwärts. Was aber wäre unsere Reise ohne Kameras gewesen? Wir haben mit ihnen das Leben eingefangen, den überwältigenden Eindruck des Augenblicks, das verzückte Gesicht eines betenden Hindus ebenso wie den kraftvoll gespannten Arm des mit Pfeil und Bogen schießenden Weddas. Mit der Zeit verblaßt auch die Erinnerung an die stärksten Erlebnisse. Wir aber konnten sie für immer festhalten, festhalten mit unseren EXAKTA-Kameras, die uns in keiner Situation im Stich gelassen haben.



Herausgegeben vom Ihagee Kamerawerk AG i. V., 8016 Dresden

Klischees: VEB Reprocolor, 701 Leipzig

Druck: Förster & Borries KG, 95 Zwickau III/29/1 Ag 22/074/67

Titelentwurf: Heinz Kuhn, 8027 Dresden

Sämtliche Aufnahmen

wurden von Herrn Horst Rastl mit der Original EXAKTA aus Dresden hergestellt

ORIGINAL

**EXA
EXAKTA**

IHAGEE KAMERAWERK AG i.V. DRESDEN